

Łukasz Musiał
Poznań

Leiden im Zeitalter der Gegenständlichkeit

Über einen Essay von Ernst Jünger*

I. Glas

Verschiedene Gefährlichkeit des Lebens. – Ihr wisst gar nicht, was ihr erlebt, ihr lauft wie betrunken durch's Leben und fallt ab und zu eine Treppe hinab. Aber, Dank Eurer Trunkenheit, brecht ihr doch nicht dabei die Glieder: eure Muskeln sind zu matt und euer Kopf zu dunkel, als dass ihr die Steine dieser Treppe so hart fändet, wie wir Anderen! Für uns ist das Leben eine grössere Gefahr: wir sind von Glas – wehe, wenn wir uns stossen! Und Alles ist verloren, wenn wir fallen!¹

In dieser bemerkenswerten Passage aus „Die fröhliche Wissenschaft“ ist von einem Menschenschlag die Rede, die dem Leiden auf eine besondere Weise ausgesetzt ist. Von zentraler Bedeutung scheint in dieser kühnen Metapher die Janusköpfigkeit des Leidens zu sein, das auf der einen Seite dem Menschen die Möglichkeit eröffnet, bis in die Wurzeln des Daseins zu reichen, auf der anderen ihn an den Rand der Selbstvernichtung führt... **„Bis in die Wurzeln des Daseins reichen“ / „an den Rand der Selbstvernichtung führen“**: wie leicht und mühelos lässt sich das schreiben, wie tief greifend ist hingegen die Erfahrung, welche hinter diesen Phrasen steht! Die ominöse Unbeschwertheit des Diskurses, der in der vorliegenden Abhandlung am Werk ist und mit dem der Versuch unternommen wird, das Phänomen des Leidens in die Sprache zu übertragen, provoziert die Frage, ob sie sich nicht als ein Ausdruck von Hilflosigkeit deuten lässt, ob sie nicht umgekehrt proportional ist zum Grade der Unübertragbarkeit des Leidens in eine andere Sprache als die der reinen Erfahrung. Denn eines scheint unbestritten zu sein: Das Leiden ist im Prinzip **nicht** auszusprechen. Weil es aber im Menschen meistens ein inneres Bedürfnis besteht, über das Leiden auf diese oder jene Weise zu sprechen, muss er auch stets von neuem die Sprache **erfinden**, in der die Erfahrung seines (und nicht nur seines) Leidens zum Ausdruck käme. Da stellt sich heraus, es gebe keine Sprache, die diesem Zweck besser dient, als die Sprache der Einfachheit, auch wenn sie paradoxerweise in Mehrdeutigkeit des Metaphorischen wurzelt. Von diesem Standpunkt aus erweisen sich Ausdrücke wie „bis in die Wurzeln des Daseins reichen“ oder „an den Rand der Selbstvernichtung führen“ in ihrer anscheinenden Banalität als besonders aufschlussreich. Vorausgesetzt, dass sie nicht aus der zynischen Blasiertheit des wissenschaftlichen Diskurses, der allzu oft und allzu unbedacht von der Idee der Originalität um der Originalität willen besessen ist, speisen, sondern aus der Sprache der erfrischenden Metaphorik.

* Dieser Beitrag enthält Gedanken, die ausführlicher in meiner in der Entstehung begriffenen Dissertation behandelt werden.

¹ Nietzsche, Friedrich: *Die fröhliche Wissenschaft*. In: ders.: *Kritische Studienausgabe*. Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Bd. 3, S. 496.

II. Bekenntnis

Worum handelt es sich eigentlich? Von dem Leiden oder – haben wir keine Angst vor einem Wortwechsel – von dem **Schmerz**? Weswegen aber dieser Sprung? Wo liegt der Unterschied zwischen den beiden Worten, von denen sowohl das eine wie auch das andere sich der dunkelsten und tragischsten Seite des menschlichen Daseins aufschließt? Woraus ergibt sich die Emanzipation des „Schmerzes“ (die keimhaft bereits im 19. Jahrhundert bei Schopenhauer und Nietzsche einsetzt), so dass Ernst Jünger – einer der scharfsinnigsten Analytiker der Moderne – bereits in den 30-er Jahren einen Essay verfasst, den er nicht „Über das Leiden“ betitelt, sondern – völlig bewusst – „Über den Schmerz“?

Nicht zufällig hat wohl ein polnischer Philosoph, Józef Tischner, fünf Jahrzehnte später feststellen können: „Kiedyś filozofia rodziła się z podziwu wobec otaczającego nas świata (Arystoteles). A potem także z wątpienia (Kartezjusz). A teraz, na naszej ziemi, rodzi się ona z bólu. O jakości filozofii decyduje j a k o ś ć b ó l u ludzkiego. [...] Kto tego nie widzi jest bliski zdrady”². Die Philosophie des 20. Jahrhunderts scheint rechtzeitig eingesehen zu haben, welche Bedeutung dem Schmerz im breiten Spektrum der Fragen zukommt, vor die die neue Epoche den Menschen gestellt habe. Und Literatur?

„Am Ende des Geistes beginnt der Körper. Jedoch am Ende des Körpers, der Geist“³ – lautet ein Aphorismus, der aus der Feder Paul Valéry's floss und mit dem nur scheinbar ein Zirkelschluss formuliert wird, denn – wie der Interpret des französischen Schriftstellers, Jean Starobinski, mit Recht behauptet – ist [...] *der Körper [...] nicht nur das, was den Denkakt hervorbringt; er ist auch das, was ihn begleitet, und das, was sich dem Denken als Objekt darbietet*⁴. Valéry stellt seinen Spruch in den Zusammenhang einer tiefer greifenden Frage nach dem Kampf zwischen Intellekt und heftigem Schmerz. „Monsieur Teste“, eine Sammlung von seltsamen Geschichten, der der oben zitierte Aphorismus entnommen wurde, war u. a. als ein Versuch konzipiert, einen „denkenden Menschen“ in seiner Auseinandersetzung mit dem Schmerz zu schildern. Die Geschichte stellt eine Art Vivisektion eines Individuums dar, in dessen Leben/Körper/Geist der Schmerz einbricht: „Er litt Schmerzen. „Was fehlt Ihnen denn?“ sagte ich zu ihm, [...] „Ich habe“ sagte er, „...nichts Besonderes. Ich habe... eine Zehntelsekunde zeigt sich... Warten Sie... **Es kommen Augenblicke, wo mein Körper sich erleuchtet**... Das ist sehr merkwürdig. Ich sehe dann plötzlich in mir... ich unterscheide die Tiefe der Schichten meines Körpers; ich spüre Schmerzzonen, Ringe, Pole, ganze Büschel von Schmerzen. Sehen Sie diese lebenden Figuren? Diese Geometrie meines Leidens? Es gibt da Blitze, die völlig Ideen gleichsehen. **Sie bewirken**

² (Philosophie wurde einst aus dem Staunen, welches die Welt um uns herum erregt hatte, geboren (Aristoteles). Und dann auch aus dem Zweifeln (Descartes). Und jetzt, auf unserer Erde, wird sie aus dem Schmerz geboren. Die Qualität der Philosophie wird durch die Qualität des menschlichen Schmerzes bestimmt. [...] Wer das nicht einsieht, der nähert sich einem Verrat). Tischner, Józef: *Myślenie według wartości*. Kraków 1983, S. 13.

³ Valéry, Paul: *Für ein Portrait des Monsieur Teste*. In: ders.: *Werke*. Frankfurt am Main / Leipzig 1992, Bd. 1, S. 361.

⁴ Starobinski, Jean: *Kleine Geschichte des Körpergefühls*. Konstanz 1987, S. 92.

Verstehen. [...] Mein wachsender Schmerz zwingt mich, ihn zu beobachten. Ich denke an ihn! – ich erwarte nur meinen Schrei,... und sobald ich ihn gehört habe – wird das Ding, das entsetzliche Ding kleiner und kleiner und entzieht sich meinem inneren Sehen... Was vermag ein Mensch? Ich bekämpfe alles – außer den Leiden meines Körpers, wenn sie ein gewisses Maß übersteigen. Und doch sollte ich dort beginnen. **Denn Leiden heißt seine höchste Aufmerksamkeit an eine Sache wenden [...]**⁵ (Hervorhebung – L.M.). Der Schmerz erweist sich als ein Ansporn zum Durchdenken des bisher Selbstverständlichen; er trägt auch er zur Erweiterung des geistigen Horizonts des Individuums bei. In welchem Sinne aber kann von einer Erweiterung die Rede sein? Was wird dank/mit Hilfe von dem/durch den Schmerz verstanden? Wie ist das Unbekannte zu begreifen, das im Leiden des Körper-Geistes zum Ausdruck kommt? Keinesfalls aus Versehen wird an dieser Stelle ein riskantes Wort gebildet – „Körper-Geist“. In der Triade „Körper-Geist-Welt“ lassen sich nämlich die drei wichtigsten Akteure eines, wie Starobinski schreibt, geistigen Schauspiels nennen⁶. Körper und Geist betreten die Bühne der Welt nicht mehr getrennt voneinander, sondern bilden eine Einheit im Leiden. Es kann von nun an weder von einem leidenden Körper noch von einem leidenden Geist getrennt die Rede sein. Der Schmerz nimmt die Gesamtheit des menschlichen Daseins in Besitz. Diese Annektierung hat eine Änderung der Perspektive zur Folge: Der Schmerz wird nicht mehr als **ein** Element unter vielen anderen betrachtet, die sich zu einer Einheit namens „Dasein“ summieren, sondern als **die** Determinante des Daseins schlechthin.

Die Geschichten von Paul Valéry sind literarische Ausdrücke einer viel breiteren geistigen Strömung, die im 20. Jahrhundert im abendländischen Denken festen Fuß gefasst hat und auf die die oben zitierten Worte von Józef Tischner hinweisen. Die existentielle Erfahrung eines „Übermaßes“ am Leiden kam nicht von ungefähr: Niemals in der Geschichte scheint der Mensch mit dem Pfeil des Schmerzes so oft in so kurzen Zeitabschnitten getroffen worden zu sein wie in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts. Niemals in der Geschichte scheint der Mensch in solchem Ausmaß der **Macht** und **Herrschaft** des namenlosen Schmerzes ausgeliefert zu sein wie in Schützengräben (doch wovor haben sie eigentlich „geschützt“?) des Ersten Weltkrieges. Das Leiden – als eine der wichtigsten existentiellen Erfahrungen der Zeit – „verlangte“, der Sprache anvertraut zu werden. Im Prinzip unaussprechbar, „suchte“ es nach Möglichkeiten, von sich selber zu erzählen, ein Zeichen von sich selbst zu hinterlassen. Um **Verstehen zu bewirken** (auch wenn es unmöglich ist, auch wenn bestimmte Fragen, welche im Angesicht eines heftigen Einbruchs des Schmerzes gestellt werden müssen, überhaupt nicht zu beantworten sind).

Vielleicht aber werden solche Behauptungen allzu eifertig aufgestellt, vielleicht birgt der Schmerz keine „Botschaft“ in sich? Vielleicht ist es so, wie Wolfgang Sofsky in seinem „Traktat über die Gewalt“ uns zu überzeugen sucht: „Der Schmerz ist der Schmerz. Er ist kein Zeichen und übermittelt kein Zeichen wie auch keine Botschaft.

⁵ Valéry, Paul: *Der Abend mit Monsieur Teste*. In: ders.: *Werke*. Frankfurt am Main / Leipzig 1992, Bd. 1, S. 317f.

⁶ Starobinski, Jean: *Kleine Geschichte des Körpergefühls, a. a. O.*, S. 96.

Er ist nichts als das größte aller Übel“⁷. Allerdings kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass Sofsky voreilig das Epistemologische und das Ethische in einen Sack werfen will, woraus sich wahrscheinlich auch seine Überzeugung von dem „Null-Informationswert“ des Schmerzes ergibt. Sofsky mag lediglich in dem Sinne Recht haben, dass der Schmerz keine „Informationsbrücke“ bildet, welche sich zwischen den äußeren Ereignissen und dem Innern des Menschen spannt. Um diese Funktion erfüllen zu können, müsste der Schmerz den diskursiven Charakter haben, was nicht der Fall ist. Der Schmerz lässt sich nicht „mit“ einem Diskurs beherrschen. Er vermag jedoch – und dieses Faktum wird von Sofsky unberücksichtigt gelassen – als **Vehikel** des Denkens zu dienen, als ein „Nullpunkt“ des Philosophierens (im breitestem Sinne dieses Wortes), von dem aus eine neue Reflexion über *conditio humana* möglich ist. Das Leiden provoziert den Menschen zum Nachdenken über dessen (d.h. des Leidens) Ursprung, was eine andere Form der Frage nach dem Ursprung des Bösen ist: *unde malum*? Schon aus diesem Grunde allein ist der Schmerz mit einer „Bedeutung“ beladen. Eine Botschaft wird ihm zwar *ex post* zugeschrieben – das unterliegt keinem Zweifel – aber nicht aus purem Zufall. Auch als nicht zufällig ist die Form aufzufassen, in welcher er in der Regel zum Ausdruck gebracht wird: in Form eines Bekenntnisses. Denn der einzig mögliche Weg, den Schmerz in den Griff der Gedanken und der Sprache zu bekommen, d.h. ihn sich selber und den anderen verständlich zu machen, ist vielleicht ihn zu **bekennen**. Bekennen heißt in erster Linie verinnerlichen und aussprechen, heißt **mit-leiden**. Der Schmerz wird dann als das Eigene angenommen, auch wenn dieses „Eigentum“ ein schmerzhaftes ist, sogar ein unerträgliches. **Es** gibt zu denken, es gibt auch zu „sagen“ und zu „schreiben“. Es wird dem Schriftstellen ausgeliefert. Der Literatur.

III. Wunde

Was kann dem Menschen näher stehen als der Schmerz? Was ist der Literatur, einer Domäne der Fiktionalität, schwieriger in den Griff ihrer ineinander verschlungenen Diskurse zu bekommen, als ein Phänomen, welches sie an Verworrenheit und Unübersichtlichkeit noch übertrifft, nämlich der menschliche Schmerz? Ist es wahr, dass in der Literatur ausschließlich **eine Fiktionalität des Schmerzes** zu finden ist, eine „Prothese“, die mit dem „wirklichen“ Schmerz nichts zu tun hat? Ein Phantomschmerz, ein Spielzeug in den Händen des Autors, mit dem – je nach dem Vorhaben des Künstlers – beliebig gespielt und an dem nach Gutdünken gebastelt werden kann? „Der Abend mit Monsieur Teste“ beweist, mit welcher Mühe die Literarisierung der Erfahrung des Schmerzes vor sich hin geht. Es gibt Themen, nach denen die Literatur immer gerne greift – Liebe, Hass, Tod, Einsamkeit, Gesellschaft etc. – weil sie die Möglichkeit einer tiefen literarischen Exploration in Aussicht stellen. Doch der Schmerz (als ein autonomes und souveränes Phänomen betrachtet) gehört paradoxerweise nicht zu jenen „großen Themen“, wiewohl er in meisten Fällen ihr fester Bestandteil ist oder sogar den Kern bildet, um den sie alle herumkreisen, als wäre er ihre Voraussetzung *sine qua non*: Welt-Schmerz, Schmerz des Sterbens und des Alleinseins, Liebesschmerz, Schmerz eines Außenseiters, der an den Rand der Gesellschaft getrieben wird etc. In dieser oder jener Form ist der Schmerz immer da, das Problem besteht allerdings darin, dass Lite-

⁷ Sofsky, Wolfgang: *Traktat über die Gewalt*. Frankfurt am Main 1996, S. 69f.

ratur ihn in seiner *differentia specifica* öfters nicht wahrzunehmen vermag. Um so weniger die Literaturwissenschaft: die Problematik des Schmerzes liegt auf ihren allen Gebieten brach.

Ernst Jünger scheint einer der Schriftsteller gewesen zu sein, der keine Auseinandersetzung mit dem Schmerz – als einer zu lösenden Aufgabe des Menschen des 20. Jahrhunderts – scheute, der als Schriftsteller den Versuch unternommen hat, dem Schmerz von Angesicht zu Angesicht gegenüberzustehen (auch wenn dieses Angesicht vielleicht... einer Prothese ähnelte) und ihn niederzuschreiben. An einer Stelle notierte er etwa so: „Während der Langeweile des Liegens sucht man sich mannigfaltig zu zerstreuen; so vertrieb ich mir einmal die Zeit, indem ich meine Verwundungen zusammenzählte. Von Kleinigkeiten wie von Prellschüssen und Rissen abgesehen, hatte ich im ganzen mindestens vierzehn Treffer aufgefangen, nämlich fünf Gewehrgeschosse, zwei Granatsplitter, eine Schrapnellkugel, vier Handgranaten- und zwei Gewehrgeschößsplitter, die mit Ein- und Ausschüssen gerade zwanzig Narben zurückließen“⁸. Worum handelt es sich in dieser Passage? Nicht um Wunden als solche, sondern um den Schmerz, dessen greifbares Symbol sie sind. Der Schmerz stigmatisiert das erzählende Ich, als ob seiner Existenz ein **höherer Sinn** verliehen worden wäre: In Schützengräben des Ersten Weltkrieges sei ein neuer Mensch geboren worden. Diese Feststellung wurde auch zum tragenden Gedanken des Jüngerschen Frühwerkes.

Im Laboratorium des Schmerzes oder die neue Schule der Empfindsamkeit

Witold Gombrowicz, einer der scharfsinnigsten polnischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts, notiert in seinem „Tagebuch“ im Jahre 1958: „Der Schmerz wird mir zum Ausgangspunkt der Existenz, zur Grunderfahrung, von der alles ausgeht und auf die alles zurückzuführen ist. [...] Der Schmerz als Schmerz, der Schmerz an sich. – Das ist das Wichtigste. Das ist der wahrhaft bedrohliche und furchtbare und ungeheuerere Wandel in der Empfindung. Er beruht darauf, daß **es immer unwichtiger wird, wer leidet...** Ich meine, es gibt in dieser Hinsicht zwei Anschauungen. Für die Menschen der älteren Schule ist der Schmerz eines Familienmitgliedes der schrecklichste, nach ihrem eigenen: Der Schmerz des Würdenträgers ist wichtiger als der Schmerz des Bauern; der Schmerz des Bauern wichtiger als der Schmerz des jungen Burschen; der Schmerz des Burschen wichtiger als der Schmerz eines Hundes. Man bewegt sich in einer engen Welt des Schmerzes. Für die Menschen der neuen Schule aber ist Schmerz Schmerz, egal wo er sich zeigt, bei einer Fliege nicht mehr schrecklich als beim Menschen; **wir haben ein Gespür für das reine Leiden entwickelt, unsere Hölle ist universal geworden**“⁹ (Hervorhebung – L. M.).

1934 – vierundzwanzig Jahre bevor Gombrowicz seine Diagnose zu Papier brachte, hatte Ernst Jünger ein Essay u.d.T. „Über den Schmerz“ veröffentlicht (in der Sammlung „Blätter und Steine“), dessen Form wie auch die Art der Gedankenführung die These des polnischen Schriftstellers restlos zu bestätigen schien. Jünger hatte sich nämlich zum Ziel gesetzt, das Phänomen des „reinen“ Schmerzes im Laboratorium der

⁸ Jünger, Ernst: *In Stahlgewittern*. In: ders.: *Sämtliche Werke*. Stuttgart 1978, Bd. 1, S. 299.

⁹ Gombrowicz, Witold: *Tagebuch 1953-1969*. In: ders.: *Gesammelte Werke*. München / Wien 1988, Bd. 6-8, S. 413f.).

Analyse unterzubringen, d.h. – um die oben zitierten Worte von Valéry herbeizurufen – die „Geometrie des Schmerzes“, die das Verstehen bewirke, zu untersuchen.

Warum der Schmerz? Die Antwort bleibt nicht lange aus. Der erste Satz des Essays lautet ja: „Es gibt einige große und unveränderliche Maße, an denen sich die Bedeutung des Menschen erweist. Zu ihnen gehört der Schmerz; er ist die stärkste Prüfung innerhalb jener Kette von Prüfungen, die man als das Leben zu bezeichnen pflegt“¹⁰. Und etwas später: „Der Schmerz gehört zu jenen Schlüsseln, mit denen man nicht nur das Innerste, sondern zugleich die Welt erschließt“¹¹. In der Gegenüberstellung des Innersten und der Welt spiegelt sich freilich der alte Gegensatz zwischen Mikro- und Makrokosmos wieder, die gemeinsam eine *coniunctio oppositorum* bilden. Warum soll gerade der Schmerz dem Menschen ermöglichen, Zugang sowohl zu den Geheimnissen des einen (des Mikrokosmos – des Innersten) wie auch des anderen (des Makrokosmos – der Welt) zu gewährleisten, darauf erteilt der Autor zunächst keine plausible Antwort. Gleich am Anfang führt er stattdessen – als Motto – zwei Textpassagen ein: Die erste lautet wie folgt: „Von allen Tieren, welche dem Menschen als Nahrung dienen, müssen die Krebse den qualvollsten Tod erleiden, denn sie werden in kaltem Wasser auf helles Feuer gesetzt“ (aus „Kochbuch für Haushaltungen aller Stände“, Berlin 1848)¹². Die andere wird dem Ehrenkodex des japanischen Militärädels („Bushido“) entnommen: „Does a little booby cry for any ache? The mother scolds him in this fashion: What a coward to cry for a trifling pain! What will you do when your arm is cut off in a battle? What when you are called upon to commit harakiri“¹³? Indem Jünger den Schmerz eines Tieres dem eines Menschen gegenüberstellt, weist er von Anfang an auf eine der belangreichsten Kategorien hin, mit der er versucht ist, in seinem Essay das Phänomen des Leidens im Zeitalter der Gegenständlichkeit und der Entzauberung der Welt¹⁴ in den Griff zu bekommen: **Herrschaft**. Dabei handelt es sich sowohl um die Herrschaft und Macht **über** den Schmerz (wie in der oben zitierten Passage), die einzig und allein der Mensch, nicht aber das Tier, ausüben kann, als auch um die Herrschaft und Macht des Schmerzes schlechthin: „Wenn man sich den Punkten nähert an denen der Mensch sich dem Schmerze gewachsen oder überlegen zeigt, so gewinnt man Zutritt zu den Quellen seiner Macht und zu dem Geheimnis, das sich hinter seiner Herrschaft verbirgt“¹⁵.

¹⁰ Jünger, Ernst: *Über den Schmerz*. In: Jünger, Ernst: *Werke*. o. J., Bd. 5, S. 151.

¹¹ Ebd., S. 151.

¹² Ebd., S. 151.

¹³ Ebd., S. 151.

¹⁴ vgl. zu diesem Problem: Helmut Kiesel: *Wissenschaftliche Diagnose und dichterische Vision der Moderne. Max Weber und Ernst Jünger*. Heidelberg 1994 (insbesondere der Kapitel: „Max Webers Diagnose der Moderne). Kiesel zitiert u. a. Passagen aus dem Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ von Max Weber: „Die zunehmende Intellektualisierung und Rationalisierung“ bedeutet zwar nicht schon eine allgemein bessere „Kenntnis der Lebensbedingungen“, aber doch „das Wissen davon oder den Glauben daran: daß man, wenn man nur wollte, es jederzeit erfahren könnte, daß es also prinzipiell keine geheimnisvollen unberechenbare Mächte gebe [...], die da hineinspielen, daß man vielmehr alle Dinge – im Prinzip – durch Berechnen beherrschen könne. Das aber bedeutet: Entzauberung der Welt“. Ebd., S. 32.

¹⁵ Jünger, Ernst: *Über den Schmerz, a. a. O.*, S. 151.

Für Jünger hat der Schmerz einen durchaus metaphysischen Charakter, daher unterliegt er keinen Veränderungen in Zeit und Raum. Verankert im **Sein**, entzieht er sich der Zone des Physischen: „Der Schmerz als Maßstab ist unveränderlich; veränderlich dagegen ist die Art und Weise, in der sich der Mensch diesem Maßstabe stellt“¹⁶. An dieser Stelle werden zwei Feststellungen und eine Präzisierung getroffen: Der Schlüssel, mit dem man „das Innerste und die Welt erschließt“ sei eigentlich nicht der Schmerz selbst, sondern das **Verhältnis** des Menschen zu ihm: „Diese Tatsache ist in unserer Zeit gut zu beobachten, denn wir verfügen bereits – konstatiert der Autor – über ein neuartiges und eigentümliches Verhältnis zum Schmerz“¹⁷. Was für eine Zeit ist das? Die Epoche des **Arbeiters**. Die nächste wichtige Frage, welche Jünger stellt, muss aus diesem Grunde folgendermaßen lauten: „Welche Rolle spielt der Schmerz innerhalb jener neuen, sich in ihren Lebensäußerungen eben erst abhebenden Rasse, die wir als den Arbeiter bezeichnen?“¹⁸

Diese Worte erinnern an den 1932 veröffentlichten Essay „Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt“, in dem Jünger so gut wie eine Theorie der Moderne aufzustellen suchte. Als die zentrale analytische Kategorie des Jüngerschen Diskursfeldes fungiert in diesem Text der „Arbeiter“, jene metaphysische Gestalt, die, so der Autor, weder (bürgerlich) als Stand noch (marxistisch) als Klasse interpretiert werden dürfe. Die beiden Deutungen seien unhaltbar, weil sie erstens auf der (falschen) Übertragung der bürgerlichen Kategorien auf die Arbeiterbewegungen beruhen, zweitens aus dem Vokabular des Bürgers stammen, drittens im bürgerlichen Denken verankert seien und der neuen Lage keine Rechnung tragen. Der „Arbeiter“ ist ein metaphysischer Begriff, welcher eine Universalität für sich beansprucht, die alles andere unter sich begreifen sollte. Mit diesem „Schlüssel“ unternimmt der Autor den Versuch, die Wirklichkeit in ihrer Totalität zu erklären.

Der Arbeiter wird eher als ein Modell, ein Typus geschildert, der Erscheinungen unterschiedlichster Art umfasse. Dies erfolge durch seinen privilegierten Zugang zur Technik, die für das Spezifische der neuen Zeit (d. h. der Zeit der Gegenständlichkeit) ausschlaggebend ist. Die Technik und die Arbeit seien totale Erscheinungen, deswegen gebe es in der Welt des Arbeiters nichts, was keine Arbeit wäre. Nicht ohne Belang ist in dieser Hinsicht die Tatsache, dass es an keiner Stelle des Essays von **einem** Arbeiter die Rede ist. Ins Auge wird einzig und allein **der** Arbeiter gefasst¹⁹. Der Arbeiter stellt sich einerseits als ein Typus dar, als ein metaphysisches Wesen, als ein Modell, das sich auf das Einzelne keineswegs reduzieren lasse, andererseits bezieht sich der Begriff doch auf das Individuum, weil jeder Mensch eine Arbeit verrichte, jeder Mensch etwas **tue**. Jeder Mensch sei daher ein/der Arbeiter.

¹⁶ Ebd., S.151.

¹⁷ Ebd.,S. 152.

¹⁸ Ebd., S. 152.

¹⁹ vgl. etwa: *Arbeit ist das Tempo der Faust, der Gedanken, des Herzens, das Leben bei Tage und Nacht, die Wissenschaft, die Liebe, die Kunst, der Glaube, der Kultus, der Krieg; Arbeit ist Schwingung des Atoms und die Kraft, die Sterne und Sonnensysteme bewegt* (Jünger, Ernst: *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*. O. J., Bd. 6, S. 74.

Der Rückblick auf den 1932 erschienenen „Arbeiter“ ist von großer Belang, denn „Über den Schmerz“ wird in ähnlicher Manier verfasst: Nach der im „Arbeiter“ ausgearbeitete Kategorie greifend anvisiert Jünger eine Fülle von Phänomenen (z. B. Mode, Physiognomie, neue Formen der Kriegsführung, Verhältnis des Menschen zu der modernen Technik u. a.), um sie alle in den Kontext eines Oberbegriffs einzubetten und von diesem Standpunkt aus einer phänomenologischen Analyse zu unterziehen. Wie Martin Meyer richtig bemerkt, heißt es in diesem Falle so viel wie „die Oberfläche abtasten“, „den Mantel“, mit dem die Welt sich bedeckt²⁰. Oder wie dies der Autor selbst zum Ausdruck bringt: „mit angemessener Kälte“, welche dem „Blick des Arztes“ ähnlich sei oder des „Zuschauers, der von den Rängen des Zirkus aus das Blut **fremder** Fechter verströmen sieht“²¹. In der Tat nähert sich der Duktus des Essays dem einer leidenschaftslosen Chronik, in welcher dem Schmerz jeglicher Spur von Zufälligkeit entzogen wurde. Jünger schreibt über den Schmerz, als hätte er selbst ihn nie empfunden, als wäre er Laborant, der in einen weißen Kittel gekleidet mit der Analyse der vor ihm regungslos liegenden Gegenstände beschäftigt ist. Einer von ihnen ist vielleicht eine weiße Maus, ein anderer eine kranke Katze oder ein sterbender, bunt gefiederter Papagei. Und daneben – der Schmerz. **Darf** man den Schmerz aber auf diese Weise untersuchen? Was ist dann die Folge?

Die Folge ist erst einmal ein entsprechendes Vokabular. In Jüngers Essay kreist es zunächst um zwei eher befremdend in diesem Kontext wirkende Begriffe: „Mechanik“ und „Ökonomie“. Der Autor ist sich der Fragwürdigkeit der beiden Worte völlig bewusst. Jegliche Kritik nimmt er allerdings vorweg: „[...] das Ohr [fühlt sich – L. M.] peinlich berührt, wenn es die Worte Schmerz und Mechanik im Zusammenhang hört – und das beruht darauf, daß der Einzelne ein Bestreben besitzt, den Schmerz in das Reich des Zufalls zu verweisen, in eine Zone, der man ausweichen und entrinnen kann oder von der man jedenfalls nicht mit Notwendigkeit erreicht zu werden braucht“²². Jünger betont: **Nichts ist uns gewisser und vorherbestimmter als eben der Schmerz; er gleicht einem Mahlwerk**, das das ausspringende Korn in feineren und tieferen Gängen erreicht, oder dem Schatten des Lebens, dem man sich durch keinen Vertrag entziehen kann“²³ (Hervorhebung – L. M.). Ist das eine Art Fatums? Eher nicht, denn der Glaube an Prädestination wäre in der Zone der Mechanik und Ökonomie fehl am Platz. Obendrein zöge er das Irrationale nach sich, was bestimmt nicht im Sinne des Autors wäre. Ganz im Gegenteil, Jünger hebt die Voraussehbarkeit des Schmerzes

²⁰ Meyer, Martin: *Ernst Jünger*. München / Wien 1990, S. 69.

²¹ Jünger, Ernst: *Über den Schmerz*, a. a. O., S. 152. Es seien an dieser Stelle bemerkenswerte Worte von Paul Valéry zu zitieren: *Der Geist darf sich nicht um Personen kümmern; De personis non est curandum. [...] Bisweilen ergreift EINER das Wort, der dem Körper und dem Empfindungsvermögen, den Interessen des SELBST, völlig fern steht. Er sieht und bezeichnet kalt Leben, Tod, Gefahr, Leidenschaft, alles Menschliche des Wesens – wie ein anderer, ein Zeuge, der rein Intelligenz ist... Ist das die Seele? Aber nein. Denn dies steht gewissermaßen jenseits aller „Affektivität“. Es ist reine Erkenntnis, mit einer Art sonderbarer Verachtung und Abstand gegenüber allem übrigen – wie ein Auge sieht, was es sieht, und dem keinerlei nichtchromatischen Wert beilegt... Dies würde die Knöpfe an der Jacke des Henkers zählen...* (Valéry, Paul: *Einige Gedanken des Monsieur Teste*, a. a. O., S. 366).

²² Ebd., S. 152.

²³ Ebd., S. 152f.

hervor: weil der Schmerz in das Sein eingebettet sei, sei er allgegenwärtig und unvermeidbar. Als zufällig kann daher nicht der Schmerz als solcher bezeichnet werden, sondern höchstens die Art und Weise, in der er sich dem Menschen offenbart und in der er ihn in seinen Besitz bringt. Mehr noch: es gebe keine höhere metaphysische Instanz, auf die sich der mit dem Pfeil des Schmerzes getroffene Mensch berufen könnte, denn **der Himmel des Arbeiters ist leer**. Oder präziser ausgedrückt: in der Welt des Arbeiters gibt es überhaupt keinen Himmel. Keinen Himmel, keine Hölle, kein Oben und Unten. Womit der Leidende konfrontiert ist, ist einzig und allein ein stummer, tauber und blinder Mechanismus. In der Tat, eine teuflische Vision. Um sie besser veranschaulichen zu können, bedient sich Jünger eines Beispiels: „So scheint uns das Insekt, das sich zu unseren Füßen durch die Grashalme wie durch den Bestand eines Urwaldes windet, in unvorstellbarem Maße bedroht. Sein kleiner Weg gleicht einer Bahn von Schrecknissen, und zu beiden Seiten ist ein unermeßliches Arsenal von Greifzangen und Schlünden aufgestellt. **Und doch ist diese Bahn nur ein Ebenbild unserer eigenen**“²⁴ (Hervorhebung – L. M.). Dass in dieser Passage nicht vom menschlichen Schmerz die Rede ist, sondern vom Schmerz eines Insektes, das im Angesicht des Leidens auf die gleiche Stufe wie der Mensch gestellt wird, ist symptomatisch. Jüngers Gestus zeugt von Hilflosigkeit seiner Sprache: sie kapituliert vor der Aufgabe, dem Schmerz ins Gesicht zu sehen (d. h. ins Gesicht eines leidenden Menschen). Stattdessen geht sie einen bequemeren Weg der Verallgemeinerungen. Vielleicht tut sie es aus demselben Grunde, den Wolfgang Sofsky Jahrzehnte später in seinem „Traktat über die Gewalt“ genannt hat: „Der Schmerz schließt den Menschen in sich ein. Er kann zwar ausgedrückt, aber nicht dargestellt oder mitgeteilt werden“²⁵. Wie dem auch sei, haben wir in diesem Falle abermals mit einem Blick zu tun, der dem eines Zuschauers gleicht: vom konkreten Schmerz des menschlichen Wesens wird völlig abstrahiert. Daher ist auch durchaus verständlich, warum Mit-leid an keiner Stelle des Essays als ein zu erörterndes Problem zur Sprache kommt. Denn Mit-leid kann man nur im Anblick des Schmerzes empfinden, nicht aber im Anblick einer **Vergegenständlichung des Schmerzes**, einer namenslosen Maschinerie, auch wenn sie allgegenwärtig ist²⁶.

²⁴ Ebd., S. 153.

²⁵ Sofsky, Wolfgang, *a. a. O.*, S. 78f.

²⁶ Witold Gombrowicz ist ebenfalls eine längere Passage zu verdanken, die ein beeindruckendes Pendant zu diesem Problem bilden mag: *Ich lag in der Sonne, listig verborgen in der Gebirgskette, die von dem Sand gebildet wird, den der Wind am Rand des Strandes aufweht. Sandberge sind das, Dünen, reich an Pässen, Abhängen, Tälern, ein rundliches und leichtrinnendes Labyrinth, hier und dort von Gesträuch bewachsen, das zittert unter dem unaufhörlichen Drang des Windes. Ich lag im Schutz einer vornehm kubischen, erhabenen, großen Jungfrau – aber schon zehn Zentimeter vor meiner Nase begann der Sturm, der unaufhörlich die sonnenverbrannte Sahara peitschte. Irgendwelche Käfer – ich weiß nicht, wie ich sie nennen soll – durcheilten diese Wüste eifrig mit unbekanntem Ziel. Und einer von ihnen, in Reichweite meiner Hand, lag auf dem Rücken. Der Wind hatte ihn umgeworfen. Die Sonne knallte ihm auf den Bauch, bestimmt äußerst unangenehm für ihn, wenn man bedenkt, daß dieser Bauch es gewöhnt war, im Schatten zu sein – lag da und ruderte mit den Beinchen, und es war klar, daß ihm nichts blieb, als so monoton und verzweifelt mit den Beinchen zu rudern – und nach all den Stunden, die er da liegen mochte, ermattete er schon, lag im Sterben. Ich, der Riese, der ich durch meine ungeheueren Größe unzugänglich, gar nicht vorhanden für ihn war – ich sah mir dieses Gewedel mit an... und befreite ihn mit einer Handbewegung aus seiner qualvollen*

Die Allgegenwärtigkeit des Schmerzes bedeute freilich nicht, fährt Jünger fort, dass wir uns dessen Gefahren ständig bewusst sind. Ganz im Gegenteil: Flucht vor dem Schmerz suchen wir in Vergessenheit, welche um so leichter zu erreichen sei, als die Welt, in der wir leben, immer mehr von Sicherheit erfüllt zu sein scheint. Sie sei mit Bequemlichkeiten ausgestattet, welche die Wachsamkeit des Menschen täuschen: „Wir schmausen und lustwandeln [...] zuweilen auf [der] Oberfläche wie Sindbad der Seefahrer mit seinen Gefährten auf dem Rücken des ungeheuren Fisches, den er für eine Insel hielt“²⁷. Doch bald kommt Zeit, wenn wir uns an die Gefährlichkeiten des Lebens erinnern. Wann? Wenn „die elementare Zone sichtbar wird“²⁸.

*Lage. Da zog er weiter, der vor einer Sekunde noch dem Tode geweiht war. Kaum hatte ich das getan, so sah ich etwas weiter einen identischen Käfer in gleicher Lage. Auch er ruderte mit den Beinchen... Ich hatte keine Lust, mich zu rühren... Aber – warum hast du jenen gerettet, und diesen nicht?... Warum den anderen... und dieser?... Einen hast du beglückt, der andere soll sich quälen? Ich nahm einen Stock, streckte den Arm aus – und erlöste ihn. Kaum hatte ich das getan, so sah ich etwas weiter einen gleichen Käfer in identischer Lage. Er zappelte mit den Beinchen. Und die Sonne brannte ihm auf den Bauch. Sollte ich meine Siesta in einen Rettungswagen für sterbende Käfer verwandeln? Aber ich war schon zu heimisch in diesen Käfern, in ihrem sonderbar hilflosen Gerudere... und ihr werdet verstehen, daß ich diese Rettung, da ich sie einmal begonnen hatte, nicht an beliebiger Stelle unterbrechen durfte. Es wäre zu grausam für den dritten Käfer gewesen – gerade an der Schwelle zu seinem Unglück einzuhalten... allzu furchtbar und irgendwie unmöglich, nicht zu machen... Ja, wenn ihm und denen, die ich erlöst hatte, irgendeine Grenze gewesen wäre, irgend etwas, das mich zum Aufhören ermächtigt hätte – aber es gab eben nichts, nur weiter 10 cm Sand, immer der gleiche sandige Raum, zwar „etwas weiter“, aber nur „etwas“. Und er ruderte ebenso mit den Beinchen! Doch als ich mich umsah, entdeckte ich „etwas“ weiter noch vier solche Käfer, die sich rührten und von der Sonne gebraten wurden – es half nichts, ich erhob mich in all meiner Riesengröße und rettete sie sämtlich. Sie zogen davon. Da fiel mir der glänzend-heiß-sandige Abhang der nächsten Düne in die Augen, und darauf fünf oder sechs zappelnde Punkte: Käfer. Ich eilte ihnen zu Hilfe. Erlöste sie. Und hatte mich schon so an ihrer Qual verbrannt, war schon so in ihr aufgegangen, daß ich, als ich in der Nähe neue Käfer auf den Ebenen, Gebirgspässen und in Hohlwegen sah, diesen Ausschlag gepeinigter Pünktchen, wie verrückt auf diesem Sand zu Gange war, nur helfen, helfen, helfen! Aber ich wusste, das konnte nicht so ewig gehen – war doch nicht nur dieser Strand, sondern die ganze Küste mit ihnen übersät, so weit das Auge reichte; so war es nur eine Frage der Zeit, bis ich sagen würde „genug“, und es zu dem ersten nicht geretteten Käfer käme. Welcher? Welcher? Welcher? Immer wieder sagte ich mir „dieser“ – und rettete ihn doch, weil ich mich nicht zu dieser schrecklicher, schier niederträchtigen Willkür durchdringen mochte – denn warum dieser, warum ausgerechnet dieser? Bis es in mir schließlich zum Bruch kam, plötzlich, glatt, ich brach das Mitleid ab, blieb stehen, dachte ganz unbeteiligt „na ja, es reicht“, machte kehrt und ging zurück. Der Käfer aber, jener Käfer, bei dem ich aufgehört hatte, blieb dort mit rudern den Beinchen zurück (was mich eigentlich nicht mehr kümmerte, so als wäre mir nun der ganze Spaß zuwider – aber ich wusste, daß mir diese Gleichgültigkeit von den Umständen aufgezwungen war, und trug sie in mir wie einen Fremdkörper) (Gombrowicz, Witold, a. a. O., S.428-430). Der Ausgang ist ähnlich wie bei Jünger: ein Bild der dem Schmerz ausgesetzten Insekten. Ihr Anblick erregt Mitleid, doch für wie lange? **Wie lange ist man imstande mitzuleiden?** Endlich muss ja Zeit kommen, wenn der Mitleid aufhört, wenn der Schmerz verblasst, wenn kein Insekt mehr zu retten ist. In diesem Sinne scheint Gombrowicz die Meinung Jüngers zu teilen: es sei unmöglich, dem Schmerz zu entrinnen. Irgendwo und irgendwann wird er uns in seinen Bann schlagen.*

²⁷ Jünger, Ernst: *Über den Schmerz*, a. a. O., S. 153.

²⁸ Ebd., S. 153.

Mit der elementaren Zone meint Jünger insbesondere den Ersten Weltkrieg, jenes Ereignis, welches dem Angesicht der neuen Epoche (der des Arbeiters) die Form gegeben hatte. An mehreren Stellen des Essays ist von „ungewöhnlichen Zeiten“ die Rede²⁹, einem Zeitalter, welches im Gegensatz zu dem früheren von Umwertung aller bisherigen Werte bestimmt ist. Sie werden um so häufiger infrage gestellt, als sie außerstande seien, den Herausforderungen der neuen Epoche Rechnung zu tragen. „Das Maß an Sicherheit – beschreibt Jünger die alte Ordnung in einer längeren Passage – ist in der Tat außerordentlich; es wird durch ein Zusammentreffen von glücklichen Umständen hervorgebracht. Zu diesen Umständen gehört die Tatsache, daß, nachdem die Glaubensstreitigkeiten seit langem abgeschlossen sind, sich auch die neuen Nationalstaaten in einem Zustand verhältnismäßiger Sättigung befinden, der die Erhaltung des Gleichgewichts verbürgt. Auch die innere Politik zeichnet sich, nachdem der Sieg des dritten Standes zur Selbstverständlichkeit geworden ist, durch einen hohen Grad von **Berechenbarkeit** aus; [...] **Dieser breite Zustand der Sicherheit [...] wirft im weitesten Umfang Anteilscheine des Glückes aus**“³⁰ (Hervorhebung – L. M.). Doch das sei nicht mehr der Fall, denn: „[w]ir befinden uns in dem Zustande von Wanderern, die lange Zeit über einen gefrorenen See marschierten, dessen Spiegel sich bei veränderter Temperatur in große Schollen aufzulösen beginnt. **Die Oberfläche der allgemeinen Begriffe beginnt brüchig zu werden**“³¹ (Hervorhebung – L. M.).

Brüchig zu werden beginne auch das alte Verhältnis zu dem Schmerz. Die Kraft, mit der er in alle Bereiche des Lebens eindringe, nehme außerordentlich zu, ähnlich wie der Angst vor dem Schmerz. Es stellt sich heraus, dass all die Burgen, die uns bisher Zuflucht vor dessen Einfällen gewährten, unerwartet schnell (überspitzt formuliert: so schnell, wie schnell die Geschosse an dem Körper eines Soldaten vorübersausen...) erstürmt und zerstört wurden. Die Bedrohung werde unberechenbar, unvorausehbar und wahllos, nahezu mechanisch. Ebenfalls der Tod. Alles sei unsicher, alles sei vermischt. Jünger, der in fast allen seinen theoretischen Schriften sich als ein außerordentlich scharfsinniger Analytiker der Moderne erweist und dessen Stärke in einer unvergleichbaren Beobachtungsgabe lag, bemerkt mit Recht: „Diese Jahre zeichnen sich aus durch eine seltsame Mischung von Barbarei und Humanität; sie gleichen einem Archipel, wo gleich neben den Inseln der Menschenfresser die Eilande der Vegetarier gelegen sind. Ein extremer Pazifismus neben einer ungeheuerlichen Steigerung der Rüstungen, Luxusgefängnisse neben den Quartieren der Arbeitslosigkeit, die Abschaffung der Todesstrafe, während sich des Nachts die Weißen und die Roten die Hälsen abschneiden – das alles ist durchaus märchenhaft und spiegelt eine böse Welt, in der sich der Anstrich der Sicherheit in einer Reihe von Hotelfoyers erhalten hat“³².

Die Erinnerung an die Zeiten der Sicherheit bringe außerordentlich starke Wehmut mit sich, wodurch der Schmerz der Ära des Arbeiters sich noch vertiefe. Der Mensch sei nämlich nicht nur den Schmerzen, welche die Epoche der Gefährlichkeit in sich

²⁹ Etwa 155, 158 u. a.

³⁰ Ebd., S. 160.

³¹ Ebd., S. 158.

³² Ebd., S. 159.

trage, ausgesetzt, sondern zu allem Überfluss auch den Qualen, die das Gedenken der „Zeiten des Glückes“ hervorrufe. Dies erweise sich wiederum als Folge seiner unzeitgemäßen Geburt: in „Über den Schmerz“ (wie in fast allen fiktionalen und nicht fiktionalen Werken von Ernst Jünger) wird über den Menschen nachgesinnt, der das Glück/Unglück hat (die Bewertung ändert sich je nach der Perspektive), in zwei unterschiedlichen Epochen zu leben. In keiner findet er sein richtiges Zuhause, in keiner ist er beheimatet.

Keine richtige Heimat haben heißt freilich nicht kein richtiger Mensch sein. Was in dieser neuen Zeit vonnöten ist, scheint Jünger zu sagen, ist die Umwertung des Menschenseins im Menschen, zu der der Schmerz und das Empfinden des Schmerzes beitragen kann. Wie Nietzsche das in „Morgenröte“ treffend zum Ausdruck brachte: „Der Schwerleidende sieht aus seinem Zustande mit einer entsetzlichen Kälte h i n a u s auf die Dinge: alle jene kleinen lügnerischen Zaubereien, in denen für gewöhnlich die Dinge schwimmen, wenn das Auge des Gesunden auf sie blickt, sind ihm verschwunden: ja, er selber liegt vor sich da ohne Flaum und Farbe. Gesetzt, dass er bisher in irgend einer gefährlichen Phantasterei lebte: diese höchste Erschütterung durch Schmerzen ist Mittel, ihn herauszureissen: und vielleicht das einzige Mittel“³³.

Die „Erschütterung“ ist allerdings nur eine vorübergehende. Der Mensch, nachdem er das Wesen des Leidens für einen Augenblick eingesehen hat, beginnt von neuem sich gegen die Eingriffe des Schmerzes zu rüsten. Es ist ja durchaus unmöglich, ununterbrochen im Angesicht des Schmerzes zu leben. Reichen die bisher verwendeten Mittel nicht aus, so muss man neue Maßnahmen ergreifen, um die erwünschte Sicherheit sich selbst wieder gewähren zu können. Es wird **eine völlig andere Art Sicherheit** sein, dies unterliegt keinem Zweifel. Nicht jene, die „eine außerordentliche Leichtigkeit und Freizügigkeit des Lebens“ hervorbrachte³⁴, die mit dem Frankreich „des dritten Napoleon und der dritten Republik“, mit dem „alten Österreich“, mit dem „wilhelminischen Deutschland“, mit der „viktorianischen Ära“, schließlich mit dem „weißen Leben in den Kolonien“ aufs engste verbunden war³⁵. Um der Frage nachgehen zu können, wie die neuen Zufluchtsorte aussehen, in denen der Mensch unterschlüpft, damit der Schmerz ihn mit seinem Pfeil nicht treffen kann, geht Jünger von einer seltsamen Feststellung aus: „Kein Anspruch ist jedoch gewisser als der, den der Schmerz an das Leben besitzt. **Wo an Schmerz gespart wird, stellt sich das Gleichgewicht nach den Gesetzen einer ganz bestimmten Ökonomie wieder her**, und man kann unter Abwandlung eines bekannten Wortes von einer „**List des Schmerzes**“ sprechen³⁶, die ihr Ziel auf allen Wegen erreicht. **Wenn man daher den Zustand eines breiten Behagens vor Augen sieht, darf man ohne weiteres fragen, wo die Last getragen wird**“³⁷ (Hervorhebung – L. M.). Was für eine Ökonomie ist

³³ Nietzsche, Friedrich: *Morgenröte*. In: ders.: *Kritische Studienausgabe*. Herausgegeben von Giorgio Colli und Mazzino Montinari. Bd. 3, S. 105.

³⁴ Jünger, Ernst: *Über den Schmerz*, a. a. O., S. 160.

³⁵ Ebd., S. 159.

³⁶ Von der „List der Vernunft“ ist in G. W. F. Hegels „Wissenschaft und Logik“ und in „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse“ die Rede.

³⁷ Jünger, Ernst: *Über den Schmerz*, a. a. O., S. 162.

das? Den Worten des Autors zuwider, wird sie an keiner Stelle präziser dargestellt. Das Zitierte wird jedoch im Kontext der früheren Erwägungen Jüngers verständlich, als vom totalen Charakter des Schmerzes die Rede war, von dessen „Mechanik“. Die gesamte Quantität des Schmerzes (gemeint ist der metaphysische Schmerz, der – in das Sein eingebettet – eine transzendente Grundlage für konkrete Schmerzphänomene schafft) bleibe konstant. Was sich verändere, sei die Art und Weise, auf die der Mensch sich dem Schmerz zu entziehen suche. Allerdings sei dieser Entzug, auch wenn er gelingt, lediglich ein scheinbarer: der an den Rand eines Lebensbereiches gedrängte Schmerz versetze seine Schläge doppelt so stark in einem anderen Bereich.

Diese „Abschnürung“ von dem Schmerz (d. h. von einer Elementarkraft) bezeichnet Jünger als „künstlich“³⁸. Es bleibt die Frage aus, wie der Mensch sich gegen die Angriffe des Schmerzes verteidigen könnte, wenn nicht „künstlich“? Was wären dann die „natürlichen“ Verteidigungsmittel? Jünger – man kann sich des Eindrucks nicht erwehren – scheint dem Menschen des 19. Jahrhunderts nicht verzeiht zu haben – dass er es nicht gewagt hatte, dem Schmerz **von Angesicht zu Angesicht** gegenüberzustehen. Auch wenn er danach hätte zugrunde gehen müssen...

Der Preis, den der Mensch für seine vorübergehende Rettung zu zahlen habe, sei allerdings außerordentlich hoch. In diesem Zusammenhang schreibt Jünger (und aus dieser Perspektive erweist sich seine Kritik als durchaus berechtigt) über eine allgemeine Vergegenständlichung, welche nach dem 1. Weltkrieg in allen Lebensbereichen zutage gekommen sei. Lange Passagen des Essays gehen der Grundfrage nach, wie der Mensch des Zeitalters der Gegenständlichkeit (d. h. der Arbeiter) imstande ist, mit dem Schmerz umzugehen. Die Antwort wird auf verschiedenen Ebenen erteilt. Zunächst wird die wachsende Fähigkeit des Menschen betont, seinen eigenen Körper als **Gegenstand** zu behandeln³⁹. Während im Zeitalter der allgemeinen Sicherheit sei es dem Menschen darauf angekommen, dem Schmerz zu „entrinnen“, setze er jetzt alle seine Kräfte ein, ihn zu „bestehen“⁴⁰. Dies bedürfe einer außerordentlichen Gehorsamkeit und **Disziplin**, „[...] sei es d[er] priesterlich-asketische[n], die auf Abtötung, sei es d[er] kriegerisch-heroische[n], die auf Stählung gerichtet ist. **Hier wie dort gilt es, das Leben völlig in Gewalt zu halten, damit es zu jeder Stunde im Sinn einer höheren Ordnung zum Einsatz gebracht werden kann**“⁴¹ (Hervorhebung – L. M.). Um nichts anderes handelt es sich in diesem wohl belangreichsten Satz des Essays als um eine „totale Mobilmachung“, d. h. um einen der Schlüsselbegriffe des Jüngerschen Vokabulars in der ersten Hälfte der 30-er Jahre⁴². Die Rüstung gegen die Angriffe des Schmerzes vollziehe sich, so Jünger, auf verschiedenen Gebieten. Um seine These besser ver-

³⁸ Ebd., S. 162. Diese Passage endet mit einem in verschiedenen Zusammenhängen vielfach zitierten Satz: *Die künstliche Abschnürung von den Elementarkräften vermag zwar die groben Berührungen zu verhindern und die Schlagschatten zu bannen, nicht aber das zerstreute Licht, mit dem der Schmerz dafür den Raum zu erfüllen beginnt. Das Gefäß, das dem vollen Zustrom verschlossen ist, wird tropfenweis erfüllt. So ist die Langeweile nichts anderes als die Auflösung des Schmerzes in der Zeit.*

³⁹ Ebd., S. 164.

⁴⁰ Ebd., S. 164.

⁴¹ Ebd., S. 165.

⁴² vgl. etwa die Schrift u. d. T. „Die totale Mobilmachung“ sowie den „Arbeiter“.

anschaulichen zu können, fasst der Autor eine Reihe von Phänomenen ins Auge, die seiner Ansicht nach von dem gegenständlichen Charakter „sowohl des Einzelnen als auch seiner Gliederungen“ zeugen⁴³. Erwähnt werden etwa: organische Konstruktionen⁴⁴ wie Flugzeuge, die sich als „Lufttorpedos konstruieren“ lassen⁴⁵, Bildung⁴⁶, Typen der Physiognomie⁴⁷ und der Uniform⁴⁸, Geld und Masse⁴⁹, Technik⁵⁰, Schlacht⁵¹, Photographie⁵², Sport⁵³.

⁴³ Jünger, Ernst: *Über den Schmerz*, a. a. O., S. 179.

⁴⁴ Damit hebt Jünger einen der gewichtigsten Begriffe aus dem Vokabular des „Arbeiters“ hervor, in dem die organische Konstruktion als ein greifbares Symbol des Zeitalters der Technik dargestellt wird. Das Wort „organisch“ weist auf die Sphäre des Natürlichen und Lebendigen hin, während „Konstruktion“ auf die des Mechanischen und Automatischen. In der „organischen Konstruktion“ durchdringen sich die beiden Welten. Der Mensch und das Werkzeug werden eine Einheit. Vgl. etwa: Jünger, Ernst: *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*, a. a. O., S. 126, 239 u. a.

⁴⁵ Jünger, Ernst: *Über den Schmerz*, a. a. O., S. 167.

⁴⁶ *Vielleicht klingt es noch merkwürdig, daß sich die Erziehung „wieder“ spezialisieren wird, und doch sind wir allem Anschein nach auf dem Wege dazu. Während noch vor kurzem wenigstens theoretisch jedem Einzelnen der Weg zu den höchsten Rängen der allgemeinen Bildung offenstand, ist das schon heute nicht mehr der Fall. [...] Wenn wir die Möglichkeit einer spezialisierten Ausbildung erwähnen, so setzt das wiederum die Tatsache einer obersten zuweisenden Instanz voraus. Eine solche Ausbildung kann nur sinnvoll sein, wenn der Staat als der Träger des totalen Arbeitscharakters erscheint* (Hervorhebung – L. M.). Ebd., S. 170.

⁴⁷ *Was man in der liberalen Welt unter dem „guten“ Gesicht“ verstand, war eigentlich das feine Gesicht, nervös, beweglich, veränderlich und geöffnet den verschiedenartigsten Einflüssen und Anregungen. Das disziplinierte Gesicht dagegen ist geschlossen; es besitzt einen festen Blickpunkt und ist einseitig, gegenständlich und starr.* Ebd., S. 171.

⁴⁸ *Zu allen Zeiten aber umschließt die Uniform einen Rüstungscharakter, einen Anspruch, gegen den Angriff des Schmerzes in besonderer Weise gepanzert zu sein. Dies wird schon an der Tatsache deutlich, daß man einen Toten in Uniform mit größter Kälte betrachten kann, als etwa einen Zivilisten, der im Straßenkampf erschossen ist* (Hervorhebung – L. M.). Ebd., S. 171f.

⁴⁹ *Etwa: Wir stehen heute, wie gesagt, bereits mitten in der Bildung neuer, disziplinierter Gliederungen, die [...] die eigentlich politische Zone weit überragt* (ebd., S. 177f.). Oder: *Eines der Kennzeichen der Verwandtschaft zwischen dem beziehungslosen Geld und der beziehungslosen Masse besteht darin, daß beide vor dem wirklichen Angriff des Schmerzes nicht nur Schutz nicht gewährleisten, sondern daß sie im Gegenteil [...] das Verderben mit magnetischer Kraft anziehen.* Ebd., S. 173.

⁵⁰ *Wir betrachten in Kürze die Vergegenständlichung des Einzelnen und seiner Gliederungen, und wir fassen sie als ein gutes Zeichen auf. Diese Betrachtung würde allerdings nicht vollständig sein, wenn sie nicht noch eine dritte und kältere Ordnung berühren würde, die vor allem unserer Wende ihr eigentümliches Gepräge verleiht. Es ist dies die technische Ordnung selbst, jener große Spiegel, in dem die wachsende Vergegenständlichung unseres Lebens am deutlichsten erscheint und die gegen den Zugriff des Schmerzes in besonderer Weise abgedichtet ist. Die Technik ist unsere Uniform* (Hervorhebung – L. M.). Ebd., S. 180.

⁵¹ *Etwa: Es gibt [...] eine Reihe von Anhaltspunkten, die es wahrscheinlich machen, daß die Armee, sowohl was die Waffen als was die Kämpfer anbetrifft, an gegenständlichen Charakter gewinnen wird.* Ebd., S. 184.

⁵² *Etwa: Hier ist zunächst anzuführen die revolutionäre Tatsache der Photographie. Die Lichtschrift ist eine Art der Feststellung, der Urkundencharakter zugebilligt wird. Der Weltkrieg war der erste große Vorgang, der auf diese Weise aufgenommen wurde, und seither gibt*

Wie ein roter Faden zieht sich durch diese Passagen der Gedanke durch, dass es die Technik ist, die der **Disziplinierung des Menschen** zugrunde liegt. Unter Zuhilfenahme von technischen Mitteln sucht der Mensch eine Mauer zu errichten, hinter der er einen Unterschlupf finden könnte. Deren Höhe und Stärke ist direkt proportional zu dem Grade der Gefahr, die auf der anderen Seite lauert. In diesem Sinne erweist sich die These Jüngers, **die Technik sei eine Art Uniform des Menschen**⁵⁴, als durchaus berechtigt, auch wenn es keinem Zweifel unterliegt, dass sie genauso gut den Schmerz herbeiführen kann.

„[...] wir [sind] in unserem Körper nicht mehr in der alten Weise zu Hause“, stellt der Autor fest⁵⁵ und man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass er damit den Nagel auf den Kopf trifft. Der Körper zerfällt, scheint Jünger zu sagen, in zwei Sphären: in einen Panzer (der zwar ein Körperteil bleibt, von dem der Mensch aber Abstand nimmt, indem er ihn als einen Vorposten behandelt) und in das Innere (das gegen den Schmerz gefeit ist). Die Stärke des Panzers ist allerdings dermaßen groß, dass es ein Ding der Unmöglichkeit ist, das Innere phänomenologisch in den Griff zu bekommen. Aus diesem Grunde widmet Jünger seine Aufmerksamkeit vorwiegend dem Äußeren, d. h. dem Panzer. Oder präziser: den Folgen, welche die Rüstung gegen den Schmerz nach sich zieht. Die wichtigste von ihnen ist die wachsende Fähigkeit des Menschen, sich selbst sowie sein Leben als **Gegenstände** zu betrachten und zu behandeln: *Mit der fortschreitenden Vergegenständlichung wächst das Maß an Schmerz, das ertragen werden kann*⁵⁶.

Die Art und Weise, auf die der Mensch sich gegen die Attacken seines Erbfeindes schützt, vergleicht Jünger treffend mit „**Beschwörung des Schmerzes**“⁵⁷, jener Tätigkeit, die sich der Magie nähert. Ironie des Schicksals, in der Tat: um sich dem Schmerz entziehen zu können, bedient der Mensch sich Mittel und Wege, die sein Leben so weit wie möglich **berechenbar und voraussehbar** machen, aber diese Art von Rationalismus erweist sich letztendlich als verkehrte Zauberkunst. Es scheint dem Menschen, dass er festen Boden unter den Füßen hat, während er in Wirklichkeit hoch in der Luft

es kein bedeutendes Ereignis, das nicht auch durch das künstliche Auge festgehalten wird. Das Bestreben läuft darauf hinaus, auch Räume einzusehen, in die das menschliche Auge nicht einzudringen vermag. [...] Die Aufnahme steht außerhalb der Zone der Empfindsamkeit. Es haftet ihr ein teleskopischer Charakter an; man merkt daß der Vorgang von einem unempfindlichen und unverletzlichen Auge gesehen ist. Sie hält ebenso wenig die Kugel im Fluge fest wie den Menschen im Augenblick, in dem er von einer Explosion zerrissen wird. (Hervorhebung – L. M.) Ebd., S.188.

⁵³ Etwa: *Daß es bei diesen Erscheinungen weniger um technische Veränderungen handelt als um eine neue Lebensart, erkennt man wohl am deutlichsten daran, daß der instrumentelle Charakter sich nicht auf die eigentliche Zone des Werkzeugs beschränkt, sondern daß er sich auch den menschlichen Körper zu unterstellen sucht. Das jedenfalls ist der Sinn des eigentümlichen Vorgangs, den wir als Sport bezeichnen [...].* Ebd., S. 192. Oder: *Der Sport bildet nur eins der Gebiete, auf denen die Härtung und Schärfung oder auch die Galvanisierung des menschlichen Umrisses zu beobachten ist.* (Hervorhebung – L. M.) Ebd., S. 194.

⁵⁴ Ebd., S. 180.

⁵⁵ Ebd., S. 193.

⁵⁶ Ebd., S. 192.

⁵⁷ Ebd., S. 172.

schwebt. Er ist überzeugt davon, dass er etwas **weiß**, während das einzige, was ihm übrig bleibt, ist der **Glaube**. Der vermeintliche Rationalismus stellt sich im Endeffekt als eine der „listigsten“ Formen dieses Glaubens dar.

Risse und Brüche

Was sich Jünger in erster Linie zum Ziel setzt, ist reine **Beschreibung**. Nimmt er Veränderungen, die in seiner Epoche stattfinden, unter die Lupe, versäumt er es nicht zu betonen, dass sie „dem Auge am deutlichsten sichtbar“ werden, „wenn es sie, **ohne sie zu werten, zu betrachten sucht**“⁵⁸. Nachdrücklicher unterstreicht er sein Vorhaben an anderer Stelle: „Wenn man den Typus, wie er sich in unseren Tagen herausbildet, mit einem Worte kennzeichnen sollte, so könnte man sagen, daß eine seiner auffälligen Eigenschaften im Besitz eines „zweiten“ Bewußtseins besteht. Dies zweite und **kältere Bewußtsein** deutet sich an in der sich immer schärfer entwickelnden Fähigkeit, **sich selbst als Objekt zu sehen**“⁵⁹ (Hervorhebung – L. M.). Zweifelsohne meint der Autor damit auch sein eigenes Bewusstsein. Es bleibt allerdings fraglich, inwieweit es ihm gelungen ist, sein phänomenologisches Konzept in die Praxis umzusetzen, um so mehr als das im Laufe der Zeit auch in der Geschichte der philosophischen Phänomenologie immer problematischer wurde: es ist ja unmöglich, eine Sache samt all ihren möglichen Aspekten zu beschreiben. Wenn dem so sei, kommt man an den Punkt, immer eine Wahl treffen zu müssen. Dies tun heißt etwas Bestimmtes hervorheben, einer bestimmten Sache eine gewisse Bedeutung beimessen, einen gewissen Wert. Von diesem Standpunkt aus erweist sich als interessant letztendlich nicht die Frage, was Ernst Jünger als Verfasser des Essays „Über den Schmerz“ beschrieb und was er außer Acht ließ, sondern weswegen er sich verpflichtet fühlte, seine Überzeugung davon, dass er phänomenologisch vorgehen sollte, stets in den Vordergrund zu stellen, als ob er damit den Gegenstand seiner Analyse gewissermaßen **beschwören** möchte. Als machte er den Versuch, den Schmerz durch Schwur zu bekräftigen, ihm seiner zerstörenden Kraft zu berauben. Der Schmerz gibt sich, scheint Jünger zu sagen, mit geheimnisvollem Dunkel um. Darin liegt auch seine Stärke. Werfen wir den Schmerz aus der Zone der Verschwommenheit weg und bringen wir ihn ans Licht, so werden wir imstande sein, ihn in den Griff zu bekommen. Der erste Schritt: lassen wir das überholte Wort „Leiden“ beiseite. Allzu viel religiös gefärbte Sentimentalität prägt diesen alten Begriff. Von nun an wird vom neutralen „Schmerz“ die Rede sein, von einem **Gegenstand**.

Doch Licht bringt dies alles nur wenig. Oder anders: es bringt viel Licht, beleuchtet wird allerdings nicht das, worauf der Autor bedacht war. Wohl berechtigt schreibt Jünger dem Schmerz eine große Bedeutung „innerhalb – um diese bemerkenswerte Worte noch einmal zu zitieren – jener Kette von Prüfungen, die man als das Leben zu bezeichnen pflegt“⁶⁰ zu, sein Essay macht jedoch den Eindruck, als wäre er von einem in tiefer **Betäubung** liegenden Menschen geschrieben worden. Hätte das ganze Verfahren aber anders auslaufen können, wenn der Untersuchung nicht der Schmerz *sensu stricto*

⁵⁸ Ebd., S. 168.

⁵⁹ Ebd., S. 187.

⁶⁰ Ebd., S. 151.

unterzogen worden ist, sondern höchstens die Art und Weise, auf die er sich einem Beobachter darbietet? Vom Anfang an schließt Jünger bewusst das Mit-leid, als den einzigen möglichen Weg sich dem Schmerz des Anderen zu nähern, aus und gibt sich dem Traum von einer objektiven und mitleidlosen Darstellung des menschlichen Leidens hin. Eine solche Schreibweise lässt den Leser völlig gleichgültig (d. h. sie erweckt in ihm kein Mit-leid), auch wenn er dem Essay eine Fülle von tief greifenden Bemerkungen und treffenden Beobachtungen verdankt.

Dem „kühlen Zuschauer“ Jünger ist allerdings misslungen, sich der vermeintlichen Sentimentalität und Empfindsamkeit des Mit-leids ganz und gar zu verschließen. Eine kurze und auf den ersten Blick wenig auffallende Bemerkung (am Schlusse des Essays) über den Menschen, den man „in seiner **einsamen Lage** erblickt, weit vorgeschoben im gefährlichen Raum und in hoher Bereitschaft“ (Hervorhebung – L. M.)⁶¹, zeugt von wachsender Unsicherheit des Schreibenden. Das Bild der endlosen Einsamkeit des Menschen, dem Schmerz ausgesetzt, drückt (auch wenn nur keimhaft) Einfühlungsvermögen und Erbarmen aus, jene Gefühle, welche letzten Endes nicht wegzudenken sind, wenn man – wie das bei Jünger der Fall war – die kühne Absicht hegt, das Geheimnis des Leidens zu ergründen. Der Diskurs des Essays ist daher auf keinen Fall dermaßen einheitlich und homogen, wie es seinem Autor scheinen will. Ganz im Gegenteil: im Laufe der Zeit entdeckt der Leser in Jüngerschen Denk- und Schreibweise immer mehr innere Risse und Brüche, immer stärkere Kräfte, welche den Duktus des Schriftstellers heimlich auseinander treiben.

In diesem Sinne „scheitert“ Ernst Jünger. Er scheitert, weil er sich selbst zum Scheitern verurteilt hat. Vielleicht war sein „Scheitern“ nicht zu vermeiden: Jünger hatte vor, einen „Apparat“ zu finden, der den Schmerz in Erkenntnis verwandeln könnte. Der einzige mögliche Weg, ans Ziel zu gelangen, dünkte ihm den Schmerz zu vergegenständlichen, ihn als linear und bruchlos im Rahmen eines phänomenologischen Diskurses zu petrifizieren, während es vielmehr scheint, dass innere Brüche aus dem Schmerz nicht wegzudenken sind, **dass der Schmerz sogar selbst ein Bruch ist**, der – wenn überhaupt – nur **als ein Bruch** beschrieben werden kann. Als ein Zerfall der äußeren Form und der inneren Struktur, auch wenn ihm ein Einblick in das Innere vorausgeht, d. h. ein Erkenntnisprozess. Diese Art von Erkenntnis legt allerdings – im Unterschied zu allen anderen – das Innere nicht zusammen, sondern führt zu dessen Desintegration. Wie der zitierte Satz beweist, bietet der Autor sich selber für einen kurzen Augenblick die Möglichkeit, sich dem Mit-leid zu öffnen. Doch dessen Melodie lässt er nicht ausklingen, weil er sie für zu sentimental hält, allzu sehr im Stil des 19. Jahrhunderts⁶².

⁶¹ Ebd., S. 196.

⁶² Über die Melodie des Schmerzes schreibt Valéry folgendermaßen: *Der Schmerz ist etwas sehr Musikalisches, fast lässt sich in Musikbegriffen von ihm reden. Es gibt dumpfe und schrille Schmerzen, Andante-Passagen und Furiosi, ausgehaltene Töne, Fermate, und Arpeggi, Übergänge – plötzliche Stille, usw. ...* (Valéry, Paul: *Einige Gedanken des Monsieur Teste*. In: ders.: *Werke*. Frankfurt am Main / Leipzig 1992, Bd. 1, S. 368). Will man bei dieser Metapher bleiben, so ähnelte heftiger Schmerz – als das Auseinandersetzen und Misstönende – eher der... Zwölftonmusik (wenn nicht – in Grenzfällen – einer Kakophonie!), als einer nach altbewährtem Muster komponierten Melodie. Dies scheint Jünger, der im Sinne hatte, mit seinem Essay eine klassische „Tonfolge“ zu schaffen, entgangen zu sein.

Erneut nimmt er die Pose eines Zuschauers ein, diesmal aber wirkt das weniger überzeugend als am Anfang. Man kann das natürlich als eine Art von Selbstschutz interpretieren: eine Vergegenständlichung des Schmerzes, welche im Jüngerschen Diskurs stattfindet, lässt den Autor sich selber hintergehen, so dass er sich vom Schein täuschen kann, er halte alle Antworten fest in der Hand. Der Autor vertritt die Meinung, ein Übermaß an Schmerz, der im Zeitalter der Gegenständlichkeit zu beobachten ist, lasse keine andere Haltung einnehmen als nur die eines gefühllosen Betrachters, der seine eigene Angst vor dem Schmerz zu unterdrücken versucht, indem er sich von ihm bewusst distanziert. Die Nähe des Leidens würde ihn töten. Die beanspruchte Kälte wäre aus dieser Perspektive nichts anderes als eine Maske. Beweisen lassen sich derartige Vermutungen selbstverständlich nicht, außerdem streiften sie an den Psychologismus, ein Verfahren von zweifelhaftem Ruf. Doch ein Satz aus dem später (1939) veröffentlichten Roman „Auf den Marmorklippen“ scheint allzu wichtig zu sein, um ihn an dieser Stelle nicht herbeizuführen: „**Gerade wenn der Schrecken herrschte, nahmen die Kühle und die geistige Entfernung zu**“⁶³ (Hervorhebung – L. M.). Diese Feststellung zieht einen anderen Bruch, einen anderen Riss nach sich. Durch eine Hintertür führt sie in das bunte Beziehungsgeflecht des Jüngerschen Diskurses, der nur scheinbar ein Monolith ist, eine weitere Unbekannte. In Wirklichkeit nähert sich das Ganze einer Desintegration. Vielleicht liegt die Ursache in der Thematik selbst: Der Schmerz **zerspringt** nicht nur den Leidenden, sondern auch denjenigen, der sich als Schreibender des Schmerzes bemächtigen möchte, ohne an ihm teilzunehmen, d. h. ohne Mit-leid zu empfinden. Eine Abkürzung will er gehen, welche im Endeffekt sich als eine Falle entlarvt.

„Über den Schmerz“ von Ernst Jünger ist eine Frage nach dem Sinn des Leidens, auch wenn der Autor selbst dies nicht ausdrücklich bestätigt, auch wenn er sich – aus welchen Gründen auch immer – verpflichtet fühlt, dies zu verneinen. Wo ist die Antwort auf diese Frage zu suchen? Vielleicht in Brüchen und Rissen, welche die einzelnen Stellen des Essays markieren, vielleicht aber **darf in diesem Falle überhaupt keine Antwort erteilt werden**: „[...] man kann fragen (manchmal, wie bei Hiob – ist es notwendig, zu fragen): wo hat das Böse seinen Ursprung? Aber **b e a n t w o r t e n** darf man diese Frage **n i c h t**. Und erst wenn die Philosophen begreifen werden, daß sowohl diese Frage, als auch viele andere **n i c h t b e a n t w o r t e t w e r d e n d ü r f e n**, werden sie erfahren, daß Fragen nicht immer gestellt werden, um beantwortet zu werden, und daß es Fragen gibt, deren ganzer Sinn darin besteht, keine Antwort zu dulden, weil Antworten sie töten“⁶⁴.

Was bleibt, wenn man über etwas nicht sprechen kann, gleichzeitig aber darüber nicht schweigen darf? Ich hege die Hoffnung, dass ich keinen Mord begangen habe.

⁶³ Jünger, Ernst: *Auf den Marmorklippen*. In: ders.: *Sämtliche Werke*. Stuttgart 1978, Bd. 15, S. 267.

⁶⁴ Schestow, Leo: *Athen und Jerusalem. Versuch einer religiösen Philosophie*. München 1994, S. 433f.